



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 13 June 23, 1955

Köln: Bund-Verlag, June 23, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

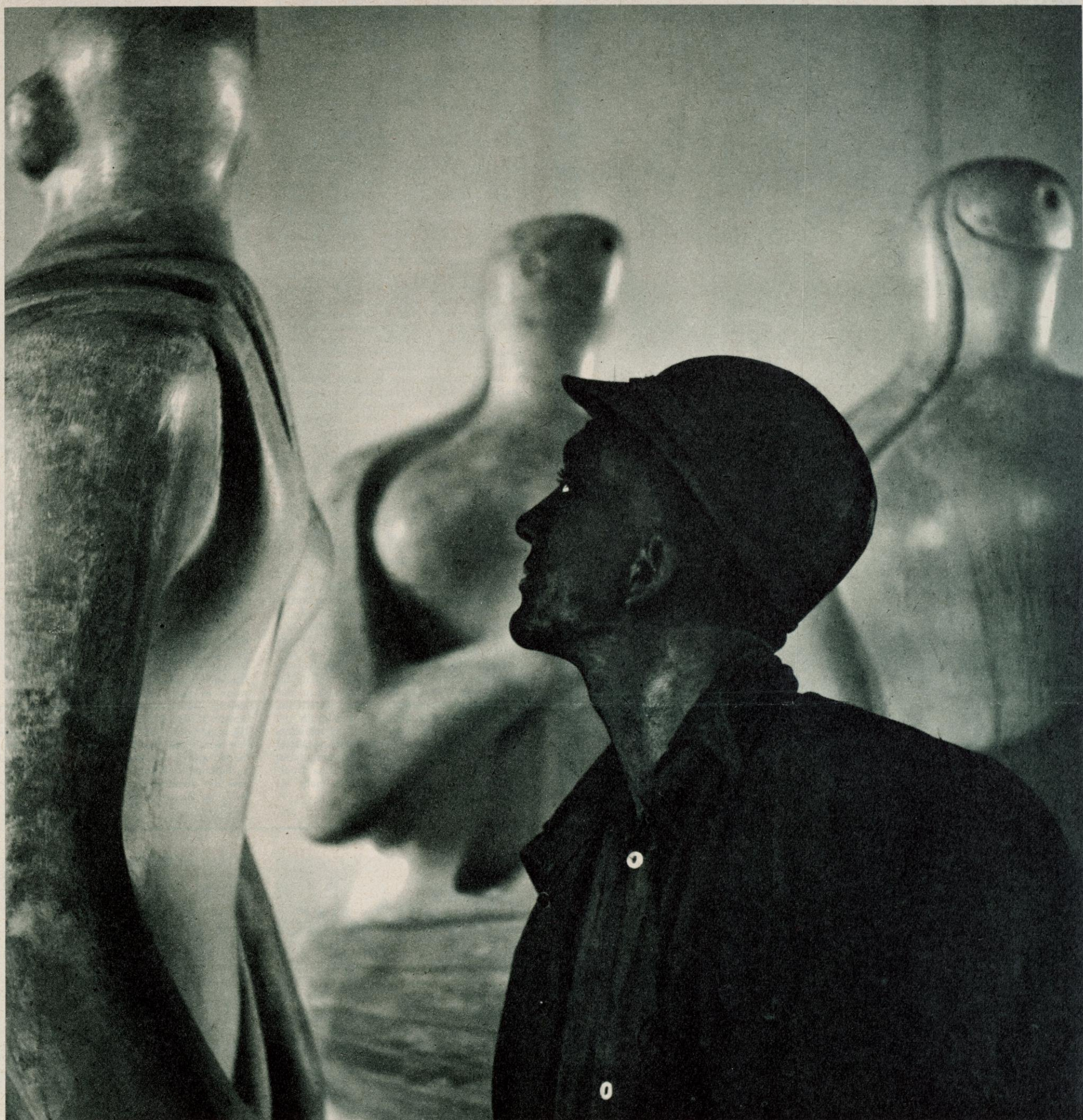
For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



Henry Moore

Henry Moore, aus einer englischen Bergarbeiterfamilie stammend und heute wohl der berühmteste Bildhauer unserer Zeit, ist nicht nur mit mehreren seiner Werke auf der beglückenden Kunstausstellung der Ruhrfestspiele vertreten, sondern er folgte auch gern, trotz vieler Arbeit, einer Einladung nach Recklinghausen. Am Tage seiner Rückreise konnten wir ihn für wenige Minuten auf dem Bahnsteig in Duisburg sprechen. Ein durch seine schwere Arbeit an harten Steinen und Monumentalwerken elastisch gebliebener Mann, dem man seine 57 Jahre nicht ansieht, tritt uns freundlich und zuvorkommend entgegen. Er ist begeistert von der Recklinghausener Ausstellung und bemerkt, daß es solche Ausstellungen der Gegenüberstellung von alter und neuer Kunst in England nicht gibt. Anerkennend äußert er sich über die in Recklinghausen ausgestellten Werke von Heiliger,



als Gast der Ruhrfestspiele

Mataré und Emmy Roeder und bedauert, daß ihm die Zeit fehlt, um sich mehr mit der deutschen zeitgenössischen Plastik zu beschäftigen. Lächelnd erwidert er auf unsere Frage, ob seine Herkunft aus einer Bergarbeiterfamilie Einflüsse auf seine Formgestaltung ausgeübt habe, daß solche Milieuthorien heute doch wohl veraltet seien. Er arbeitet jetzt an einer Mutter-Gruppe für eine der neuen Städte, die rings um London entstehen. Es ist ein öffentlicher Auftrag. Moore ist ja in der für einen Bildhauer glücklichen Lage, daß ihm oft öffentliche Aufträge erteilt werden. Er ist sehr erfreut darüber, daß die Stadt Köln eine „Liegende Gewandfigur“ zur Aufstellung im Freien erworben hat. Während des Krieges schuf der Künstler eine Madonnenfigur für die Matthäuskirche in Northampton; für die berühmte Stätte internationaler Begegnungen und Erziehung in Dartington Hall

schuf er 1945/46 ein Denkmal; 1947/48 die „Drei stehenden Figuren“ für einen Londoner Park; 1948/49 eine „Familiengruppe“ für die Schule in Stevenage und die „Liegende Figur“ für die Festspiele von England. Der bildhauerische Schmuck am Zeitungsgebäude von „Times“ und „Life“ in London stammt von ihm.

Das Antlitz Henry Moores ist ein Spiegel seiner geistigen Arbeit, deren Ergebnissen er in harter Bemühung künstlerische Form gibt.

Wir winken lange, bis auch sein flatterndes weißes Tuch verschwindet, das aus dem enteilenden Zug leuchtet.

Hans Dohrenbusch

Fotos: Lieselotte Strehlow, Bildstelle des DGB



Deutschland erwache!

Der Reporter der dpa hat diesen Mann auf dem Treffen des „Stahlhelm“ in Goslar aufgenommen. Die Tracht des Mannes ist uns bekannt und weckt nicht gerade angenehme Erinnerungen. Vorläufig hält er nur eine Fackel in der rechten Hand. Was er aber in seiner Hand halten wird, wenn der Kampf gegen die Gegner der Wiederaufrüstung beginnen wird, den Ex-Generalfeldmarschall Kesselring verkündigte, das können wir nur ahnen. Ein Aktionsausschuß aus Mitgliedern aller Soldatenverbände wurde gegründet. Mit ihrer Hilfe will der „Stahlhelm“ jetzt eine große Aktion gegen alle Gegner des Militarismus einleiten. Die gefährlichsten Gegner sind nach der Meinung Kesselrings: der DGB, die SPD, die Jugendorganisation „Falken“, die Jugendorganisation des DGB, die Jungsozialisten. Welchen Zeiten geht die Bundesrepublik entgegen?

Neutralität kein heißes Eisen

Von Hans Dohrenbusch

Vom 14. bis 17. Juni fand in den Vereinigten Staaten die größte im Frieden veranstaltete Zivilverteidigungsübung statt. Der Übung lag die Annahme zugrunde, daß eine große Flotte feindlicher Bomber Washington und 60 andere wichtige Städte der USA mit Wasserstoff- und anderen Atombomben angegriffen hätte. Die Behörden und auch Präsident Eisenhower suchten die für den Ernstfall vorbereiteten sicheren Unterkünfte auf. In einer riesigen Höhle war die Regierung versammelt. Hier trafen in den letzten zwei Tagen die Berichte über die Verheerungen ein, die der Angriff verursacht hat. Präsident Eisenhower erklärte vor Pressevertretern, die Regierung sei vor Komplikationen solchen Ausmaßes gestellt worden, wie er sie niemals für möglich gehalten habe. Nach den Berichten, die bisher über die Verluste vorliegen, sind dem Überraschungsangriff rund 8,2 Millionen Menschen zum Opfer gefallen. Rund 6,6 Millionen Menschen trugen zum Teil schwere Verwundungen davon. Sieben Millionen Häuser wurden zerstört, und rund vier Millionen Häuser und Wohnungen sind durch die radioaktiven Ausstrahlungen unbrauchbar geworden. Die Werke von mindestens 207 lebenswichtigen Firmen fielen einer völligen Zerstörung anheim. Maßgebend für die Berechnung der Verlustzahlen waren vor allem die Beobachtungen des amerikanischen Wetterdienstes, der berechnete, in welche Richtung und mit welcher Geschwindigkeit die tödlichen radioaktiven Ausstrahlungen abgetrieben wurden.

Zum Glück war es nur eine Übung, wobei man sich vorstellen sollte, daß im Ernstfall sofort der Gegenschlag einsetzen und auf gegnerischer Seite mindestens die gleichen Verluste eintreten würden. Man muß die Verluste der drei Tage verdoppeln, wobei man also feststellt, daß es in drei Tagen möglich ist, fast dreißig Millionen Menschen teils zu töten, teils schwer zu verletzen.

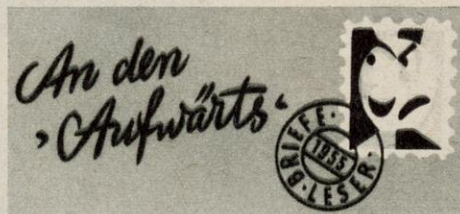
Man muß sich fragen, warum in einer Periode der weltpolitischen Entspannung diese furchtbare Demonstration der Wirkungen eines Atomkrieges veranstaltet wurde. Gewiß nicht, um Propaganda für einen Atomkrieg zu machen, denn die angegebenen Verluste sind auch für das amerikanische Volk zu erschreckend und furchtbar. Nimmt man die Erklärung von Präsident Eisenhower hinzu, daß die Regierung vor Komplikationen gestellt sei, mit Ausmaßen, die sie nie für möglich gehalten hätte, so bleibt nur übrig festzustellen, daß diese Übung mit einer politischen Absicht kurz vor der Viererkonferenz veranstaltet wurde, um den Boden für die völlige Überwindung des kalten Krieges noch mehr als bisher aufzulockern.

Wer heute in Westdeutschland für eine Neutralisierung Deutschlands eintritt, muß auf sich nehmen, daß er als halber Kommunist verschrien wird, obwohl es für die Lösung der deutschen Frage kaum noch eine andere gibt. Zu sehr bewegt sich das politische Denken in Deutschland noch in nationalstaatlichem Rahmen unter Außerachtlassung der weltpolitischen Ereignisse. Ein solches Ereignis geht in Amerika vor sich. Mehr und mehr rückt die Frage der Neutralisierung Deutschlands in den Vordergrund der amerikanischen Politik. In einem Artikel „Das amerikanische Denken in der Wandlung“ schreibt Herbert von Borch in der FAZ: „Aber Botschafter Conant hätte wohl kaum schon in Bonn gesagt, was er jetzt während seines Aufenthaltes in Washington zum Thema der Neutralität erklärte: Eine Veränderung des Status der Ostblockstaaten sei eine geeignete Diskussionsgrundlage für eine Veränderung auch des deutschen Status. In solchen Äußerungen zeigt sich doch eine außerordentlich wandlungsfähige Denkstruktur, in der gewisse Tabus aufgegeben worden sind. So gilt es nun nicht mehr als unmoralisch, über die Neutralität als Mittel der Weltentspannung nachzudenken.“

Und registrieren wir auch einen Vorfall, der sich vor wenigen Tagen in Belgien abspielte.

Nach dpa erörterte der Auswärtige Ausschuß des belgischen Senats den Plan des ehemaligen christlich-sozialen Außenministers Paul van Zeeland für eine Entmilitarisierung und Neutralisierung Deutschlands mit einer Garantie der Großmächte. Nach einem Bericht der belgischen Nachrichtenagentur Belga stehen zahlreiche Ausschußmitglieder diesem Plan „nicht abgeneigt“ gegenüber. Es scheint sich also auch in Europa eine Umwandlung des Denkens anzubahnen.

Man sollte sich nie darüber täuschen, daß eine Militarisierung Deutschlands als eine Gefahr für den Frieden angesehen wird — und nach den neuen Vorfällen im Verteidigungsministerium und Parlament ist diese Sorge, wenn man schon nicht die Schatten der Vergangenheit beschwören will, berechtigt. Nur allzusehr besteht die Gefahr, daß ein militarisiertes Deutschland eine neue Gefahr für den Weltfrieden wird. Und es ist durchaus denkbar — wenn es auch Leute gibt, die die Militarisierung Deutschlands als so sicher wie das Amen in der Kirche hinstellen —, daß im Interesse des Weltfriedens die allgemeine Abrüstung mit der Nichtaufrüstung Deutschlands beginnt. Wir brauchen kaum noch einmal zu betonen, daß wir das als im wahren Interesse der demokratischen und friedlichen Entwicklung Deutschlands finden.



Schmierig und erotisch

Zu Ihrem Bericht über Billy Butterfield und Eartha Kitt (Nr. 11/55) stelle ich fest, daß Ihnen der Versuch, die Jugend für etwas Neues, Großes und Schönes zu begeistern, hier wohl mißlungen ist. Sie stellen Catherina Valente mit diesen Musikern auf eine Stufe. Catherina singt aber „sweet“ (siehe „Ganz Paris träumt...“) — ist das nicht „süß“? Nun, Sie wollten hier die Jugend anregen, sich für etwas Gutes zu begeistern, um von unseren schmierigen und erotischen Schlagern wegzukommen. Der Jazz gibt uns jene Ursprünglichkeit und Lebensnähe, jene Kraft und Ehrlichkeit und jene Freude und Vitalität, die wir heute in unserer moralisch schwachen Zeit so dringend brauchen. „Das Wesentliche in unserer moralisch schwachen Zeit ist es, Begeisterung zu erregen“, sagt Picasso. — Zu dem ausgezeichneten Artikel „Jugend auf Barhockern“ (11) möchte ich übrigens noch meine Hochachtung aussprechen!
Günter Vogel, Nürnberg

Unpolitischer Schiller

Leider bekomme ich erst heute Deine Ausgabe vom 26. Mai 1955 in die Hand. Dabei stieß ich auf eine kurze Notiz über die Gedächtnisfeier zum 150. Todestag Schillers, in der erwähnt wird, daß es bei der Rede Fritz von Unruh zu Zwischenfällen kam, weil „dieser Redner sein Thema politisch anfaßte und gewisse Zustände in der Bundesrepublik scharf kritisierte“. Ich weiß nicht, wer dieser Herr von Unruh ist — aber es gehört meines Erachtens zumindest eine gewisse Taktlosigkeit dazu, eine Rede politisch auszuwerten, bei der man eines großen Toten gedenken soll. Daß man sich daher diese Taktlosigkeit des Herrn von Unruh nicht gefallen ließ, war meiner Ansicht nach eine Selbstverständlichkeit. Diese Methode, nämlich alles und jedes

— selbst das deutsche Geistesgut — politisch auszuwerten, erinnert mich stark an die Methoden der Sowjetzone.
Heinrich Stawowy, Bochum

Rauhe Wirklichkeit

Der Bericht „Radio auf Kabinenlautstärke“ (Nr. 10/55) von Herrn Smirr ist wahrheitsgetreu und keinesfalls „zu schwarz“ (Leserbrief Nr. 11/55). Es wäre noch hinzuzufügen, daß dieses Lager keine Einzelercheinung ist. Herr Schmitz in Waldbröl kann sich wohl nur durch einen Besuch überzeugen, daß der Verfasser des Berichtes die Dinge noch mit einem gut erhaltenen Humor geschildert hat. Herr Smirr würde wohl zorniger reagieren, wenn er selbst in diesem Lager leben müßte.
Georg Drzymalla, Mannheim-Wallstatt

Langweilig

Wenn der „Aufwärts“ sich an die Vorschläge von Heinz Winkels (Leserbrief Nr. 12/55) halten würde, wäre er wohl sterbenslangweilig. Kollege Winkels glaubt doch wohl selbst nicht, daß sich Menschen von heute noch für Aufnahmen aus der Arbeitswelt interessieren, in der sie täglich acht bis zehn Stunden schuften müssen. Man braucht doch nur zu prüfen, welche Zeitungen und Zeitschriften den größten Erfolg haben — gibt das Beispiel „Bild“ nicht zu denken? Und niemand soll mir erzählen, daß unsere Gewerkschafter nicht nach dieser Presse greifen! Sie verlangen bloß immer von den Gewerkschaftszeitungen Bravheit — und lesen dann selbst andere Zeitungen, weil sie sich bei ihren eigenen langweilen. Wir sollten froh sein, daß der „Aufwärts“ modern und anständig ist.
Carola Blum, Frankfurt

Feigling

Der Verfasser Ihres Artikels „Du hast kein Gewissen“ (Nr. 12/55) ist wohl auch einer von diesen Feiglingen, die das Vaterland im Stich lassen, wenn es in Not gerät.
Paul Schagalla, Düsseldorf

Mutig

Wieder einmal hat der „Aufwärts“ mit seinem Artikel „Du hast kein Gewissen“ seinen Mut und seine Zähigkeit bewiesen. Es tut gut, zu wissen, daß man nicht allein dasteht!
Kurt Klaser, Essen



Hier fanden wir Inge. „Wo ist deine Mutter?“ fragten wir. „In der Fabrik!“ antwortete sie. „Was machst du hier?“ Inge: „Ich spiele!“ — „Im Müll?“ — „Ich brauche Puppenlappen!“



Ich will dich fotografieren, sagte unser Fotograf. Inge kam näher. Ein erschütterndes Kindergesicht: verschlossen, freudlos. Wie könnte es anders sein in dieser Umgebung?



2 Millionen Kinder in der Bundesrepublik leben wie Inge. Das heißt: jedes vierte Kind muß außerhalb der Familie leben, weil die Mutter berufstätig ist. Die Straße ist der Spielplatz (Bild oben). Abends ist die Mutter müde: sie muß kochen, Kleider flicken, die Wohnung sauber machen. Für Inge bleibt wenig Zeit... Ihren Vater hat sie nie gekannt. Inge ist immer einsam, traurig, ohne Aufsicht...

Ist es ein Wunder, daß Inge vom „guten Onkel“ (in der Kriminalistik „Unhold“ genannt) Schokolade annimmt und mit ihm geht? Sonst beschäftigt sich niemand mit ihr. Was wird er mit ihr machen? Sie soll mit ihm hinter die Ruinenmauer gehen... Solche Szenen sind die Alpträume aller berufstätigen Mütter. Gibt es denn keine guten Menschen, die sich um Inge kümmern wollen? Hilft ihr keiner?

Inge und die Onkels



Welche Freude! Inge lacht (oben links). Wie sehr sich ein Gesicht doch ändern kann! Sie sehr sich ein Gesicht doch ändern kann! Sie spielt Federball und klettert in die alten Pfirsichbäume des großen Gartens, wenn der Ball in den Zweigen hängenbleibt. Ist sie im Paradies? (Bild links.) Der Schmutz des Hinterhofes ist vergessen, hier gibt es keinen Großstadtverkehr, und sie denkt nicht mehr an den „Onkel“, der komische Sachen von ihr wollte.

Bei diesem „Onkel“ hier ist Inge gut aufgehoben. Er freut sich, daß es ihr in seinem Garten so gut gefällt. Inge wurde zu ihm geschickt, weil sie einen „Ferienplatz“ vermittelt bekam: Rotes Kreuz, Arbeiterwohlfahrt, Innere Mission und Caritasverband wollen in diesem Jahr allen Kindern, die in Inges Lage sind, zu einem guten Ferienplatz verhelfen. Jeder kann helfen durch Spenden oder Ferienplätze!



Horst — ein Schildknappe der Technik

Eine Reportage von Udo Hoffmann

Er ist Herr über sieben Pferdestärken, Gebieter moderner Technik — das ist Horst, achtzehn Jahre alt, im ersten Jahr Jungarbeiter der Auto-Mechanik. Den Sturzhelm trägt er stolz wie ein Ritter, und die große Brille schützt ihn vor Luftdruck und Staub, wie das Visier den Ritter einst vor Pfeilen geschützt hat. Und wenn Horst auch noch kein Ritter der Technik ist, so ist er doch schon ihr Schildknappe.

Sieben „Pferde“ kosten viel Geld. Wenn die Tante Eulalia ihren Neffen in seinem kahlen Zimmer antrifft, schüttelt sie ihr ergrautes Haupt. Doch Horst opfert freudig sein Taschengeld für die sieben „Pferde“. Ein Bett, ein Stuhl genügen dem Schildknappen der Technik. Er wählt den Komfort der Maschine, denn für Wohnkultur und Motorrad reicht das Geld nicht. Horst hat ein Recht darauf, zu wählen!



Sie sind vom Fach. Wenn Horst seine Maschine vor dem Haus stehen hat, wird sie gleich zum Mittelpunkt des Interesses. „Die fährt neunzig Sachen!“ „Mit 'ner 350er kann man aber sogar 110 fahren!“ „Quatsch, das ist doch bloß 'ne 250er!“ Horst sieht es nicht gern, wenn das junge Volk sich um seine Maschine schart. „Die spielen immer dran herum.“ Für Horst ist ein Motorrad nicht zum Spielen da...

Helga, die Motorradbraut, liebt nicht nur Horst, sie liebt auch seine sieben „Pferde“. Horst empfindet das als selbstverständlich, weil für ihn eine echte Beziehung zur Technik selbstverständlich ist. Wenn Helga nichts über Motorräder wüßte, wenn sie kein Verständnis hätte, könnte sie nicht Horsts Braut sein. Seelenlosigkeit? Aber Horst und Helga sind Kinder des Zeitalters der Technik (links).

Gefährlich wird's, wenn die sieben „Pferde“ einmal „durchgehen“. Manchmal verliert der Mensch die Herrschaft über die Technik. Horst könnte dabei Gesundheit oder Leben verlieren und andere gefährden. Aber er gibt wegen dieser Gefahren seine Maschine nicht auf. Da man die Technik nicht zurückentwickeln kann, sollte man ihre Gefahrenquellen zu verringern suchen (Bild rechts).



Kunst für unsere Zeit Zeit für unsere Kunst



Der Schriftsteller Ernst Schnabel hielt bei der Eröffnung der Ruhrfestspiele eine vielbeachtete Rede, die wir wegen ihrer großen kulturpolitischen Bedeutung ohne Einleitung abdrucken.

Die deutsche Arbeiterschaft schuf sich hier, in Recklinghausen, in ihrem Herzen also — und Obrigkeit und Einwohnerschaft von Recklinghausen mögen mir vergeben, wenn ich ihre Stadt in diesem Augenblick einmal nicht als geographisches und kommunalpolitisches Faktum verstehe, sondern allein als Symbol, als Wert- und Wahrzeichen für gute und schwere Arbeit in Deutschland —, die deutsche Arbeiterschaft, sage ich, schuf sich hier einen Mittelpunkt. Einen Mittelpunkt ihres Jahres, ihres Lebens und Denkens und ihrer Bedeutung als geistige Macht. Sie schuf sich hier ihre Bühne für Kunst, und sie verfuhr großzügig, großzügig und souverän dabei: Es hätte nahegelegen, diese festliche Bühne ganz mit Eigenem zu füllen, mit den Zeugnissen eigener künstlerischer Bemühungen, mit redlichem Laienspiel etwa, und nichts, auch nicht das geringste wäre dagegen einzuwenden gewesen. Aber — ich sagte es schon: Hier waren Großherzigkeit und Souveränität am Werke: Die Arbeiterschaft lud sich — mit einer fast herrischen Geste — gerade das Repräsentativste, und nicht nur das Repräsentative, sondern auch das Neue, das Mutigste aus der deutschen Kultur- und Theaterarbeit zu Gast, um Kunst zu machen für unsere Zeit und Zeit zu haben für unsere Kunst. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben. So viel Großherzigkeit hat ihre Folgen. Recklinghausen ist ein Ziel geworden, ein Ziel für die Jahresarbeit des zur Mitwirkung aufgerufenen deutschen Theaters, eine Messe großer und mitunter experimenteller Unternehmungen, ein Ziel für suchende Theatergänger.

Es schränkt, was ich sagte, nicht ein, wenn ich hinzufüge, daß sich die so schöne und fruchtbare Tradition der Ruhrfestspiele unter günstigen Voraussetzungen entwickeln durfte, in einer Zeit nämlich, in der es bei uns mit manchem anderen auch recht gut voranging. Mit dem Wiederaufbau unserer zerstörten Städte zum Beispiel, mit der Entwicklung unserer industriellen Produktion, mit der Entwicklung und Konsolidierung des Arbeitsmarktes. Wir gewannen auch als Staatswesen Ansehen zurück und die politische Souveränität. Wir sind aufgefordert, mitzuspielen im Orchester der Völker, und wenn man uns auch nicht eine Erste Geige anvertraute, wie manche es unter uns eigentlich für richtig hielten, und auch das gemütvolle Cello nicht, wie andere es sich wünschten — wir spielen mit, das heißt: Man hat Vertrauen, daß wir das Konzert nicht wieder „schmeißen“, wenn Sie mir erlauben, in diesem Augenblick ein Wort aus der Musiksprache zu verwenden.

Es fällt die Eröffnung der Neunten Ruhrfestspiele also auf eine Stunde, die sich in den Gemütern forschend, gutaufgelegter und einigermaßen selbstbewußter Zeitgenossen etwa malt wie ein Sommermittag bei den französischen Impressionisten: Ein Gemisch aus Schatten, gewiß, aber es sind natürliche Schatten, und die freundliche Saat der obligaten Sonnenkringel kommt hinzu. Kurz und mit einem Wort: Wir leben in einer begünstigten Stunde. In einer Epoche, die man — zu unserer Ehre darf wohl gesagt sein, daß ein Ausländer es als erster tat —, die man „Das deutsche Wunder“ nennt, in einer guten, nicht satten, aber doch einigermaßen gesättigten Stunde, in einem Land und in einem Volk, das vor zehn Jahren noch wenig oder gar keine Hoffnung hatte, dem Zustand der Sättigung je wieder so nahezukommen. — Das ist die rechte Stunde, ein Fest zu begreifen.

Aber es ist eine merkwürdige, eine unruhige Stunde in meinem Leben, im Leben eines Mannes, der sich für Festreden nicht gemacht fühlt, der lieber zweifelt als lobt und glaubt und der sich diesen Charakterzug wahrhaftig nicht als persönlichen Vorzug bucht; der aber in diesem Augenblick das Recht ganz auf seiner Seite fühlt, das Recht zu zweifeln, die Pflicht zu zweifeln:

Ich bin nicht der erste, und ich bin wahrlich auch nicht der einzige, der das Wort vom „Deutschen Wunder“ nicht liebt. Keines je entwickelte sich schneller und unaufhaltsamer zu seiner eigenen Karikatur. Es wäre beruhigend, wenn man wissen dürfte, daß daran allein die Dummheit und Schamlosigkeit derer schuld ist, die es aus jener ausländischen Zeitung in den eigenen öden Sprachschatz übernahmen. Es wäre beruhigend, wenn man das wissen dürfte — aber man darf es nicht. Es gibt noch andere Gründe, schlimmere. Wer ein Gewissen hat für sich und seine Zeit, wer ein Gewissen überhaupt besitzt, muß spüren, daß in unserem „Deutschen Wunder“ kein Funke brennt.

Ich will jetzt nicht in den Chor derer einstimmen, die sagen, die Restauration sei bei uns am Werke, obwohl ich ihnen recht gebe. Unser Vaterland restauriert sich. Aber wenn sich eine Erkenntnis erst in einem Schlagwort gefangen hat, verkrustet sie, wird steril, taub und fossil. Da ist mir das Schlagwort von unserem „Wunder“ beinahe noch lieber. Es ist bei uns ja auch einiges geschehen, was einen verwundern kann und darf! Nur — ich sehe keinen Funken darin brennen. — Damals, vor zehn, vor neun, vor acht Jahren, damals brannte es, unter uns und in uns. Da brannten Scham und vage Hoffnung, da brannten Ideen, da brannte das „Nie wieder!“ und das „Jetzt endlich!“ — tausend Funken. — Mir kamen neulich Hefte einer Jugendzeitschrift in die Hand, die es damals gab und die heute längst gestorben ist, am Mangel an Nachfrage. Es handelte sich keineswegs um ein literarisches, ins Avantgardistische hochgestochenes Blatt, keineswegs, sondern um eine Publikation auf schauerhaftem Papier mit groben, aber echten Fotos, mit unbeholfenen, der Kunst des feineren Floretts noch ganz ungewohnten — aber echten Einfällen und Ausführungen. — Vorbei. Niedergeschrieben vom Rufe nach spannender Lektüre, nach dem „Schönen im Dasein“, nach der freundlichen Illusion für Herzen, die an Grobem, Rauhem, Schwerem ohnehin genug zu tragen hätten.

Nun, ich habe nichts gegen die Entspannung einzuwenden, nichts gegen das Schöne und die Illusion, durchaus nicht. Aber ich habe den Verdacht, daß es Entspannung merkwürdigerweise nur in der Spannung, daß es das Schöne nur in der Wahrheit und gute Illusionen nur vor dem Hintergrund der Zukunft gibt. Das mag naiv sein, vielleicht, aber mir scheint gefährlicher naiv zu sein, was wir getan haben, als wir die tausend Funken, die uns brannten, gegen den — Komfort vertauschten.

Wir dürfen uns einiges zugute halten auf das „Wunder“ dessen, was wir erreicht haben, aber — ich wiederhole es: Es brennt kein Funke in diesem „Wunder“. Funken brennen immer in der Mitte. Unser „Wunder“ hat keine Mitte, keinen Geist. Es hat Bestand, vielleicht. Gott gebe, daß es Bestand habe. Aber es hat keine Zukunft. Zukunft ist mehr als Bestand ohne Ende. Zukunft ist Bestand plus Wirkung ins Weite.

Mir ist nicht wohl in unserer westdeutschen Gegenwart, und ich weiß, daß ich dieses Unbehagen nicht mit den schlechtesten Deutschen teile, ein Unbehagen, das sich aus mancher Beobachtung und vielen Gedanken speist, vor allem aber aus einem: Wir wünschen uns die Wiedervereinigung beider Deutschland, wir wünschen uns nichts sehnlicher. Daß wir Veranlassung und Recht zu diesem Wunsche haben, braucht nicht diskutiert zu werden. Aber haben wir ein Recht, unseren Wunsch so laut, so gebieterisch in die Welt — und vor allem: über die Elbe hinaus zu rufen? Haben wir denen, von denen wir uns so sehnlich wünschen, sie möchten zu uns zurückkehren dürfen — werden wir ihnen überhaupt etwas zu geben haben, wofür sich ihr Weg zu uns lohnt? Was Zukunft verspricht? Was uns alle in gutes Feuer zu setzen vermag? — Der Welt gegenüber dürfen wir uns auf das Recht aller Nationen berufen, auf das Recht, beieinander, bei sich selbst zu Hause zu sein. Worauf aber berufen wir uns, wenn die Welt uns nicht zuhört?

Wir werden nicht ganz mit leeren Händen dastehen, wenn die Stunde schlägt. Wir haben unser „Wunder“, von dem die Rede schon war, und wir werden die wunderbare Möglichkeit haben, unsere Brüder an ihm vollen Teil haben zu lassen. Vielleicht wird dann das „Wunder“ noch viel besser funktionieren als heute schon, gesetzt den Fall, daß das wünschenswert wäre. Vielleicht genügt, was wir haben, für den Anfang. Aber: Der Anfang wird vorübergehen, und es wird der Moment kommen, wo wir uns alle gemeinsam fragen werden: Wohin nun? — Das wird ein schwieriger Augenblick. Wir haben ja kaum ein echtes, rechtes Alibi, wenn man uns fragt, woher wir kommen. Gewiß, man wird uns nicht nachsagen können, wir hätten uns Diktatur und Tyrannei bieten lassen, aber das... — nun, ich meine, daß da vielleicht die Zeitumstände und die Gunst unserer geographischen Lage doch tüchtiger waren als wir selbst. — Und im übrigen? — Vielleicht wird, wenn das große rechnende, abrechnende Selbstgespräch in unserem wiedervereinten Volke beginnt, vielleicht wird dann vom 17. Juni nicht die Rede sein. Ich weiß es nicht. Aber Rebellen sind für gewöhnlich stolz, und

es wäre ihnen schon zuzutrauen, daß sie sich auf ihre eigenen Taten eines Tages nicht beriefen. Doch wir, wir aus dem Westen, wir werden den 17. Juni bedenken müssen, heute und dann, die Kraft, den Funken, der da in hunderttausend Herzen brannte. Und wir werden uns dann so wenig wie heute sagen dürfen: Es war und ist nichts da bei uns, wogegen zu rebellieren not gewesen wäre. Es ist etwas da: Der korrupte Zustand der Leere, Kälte und selbstgefälligen Gedankenlosigkeit zum Beispiel, der bei uns herrscht.

Wir dürfen, hier unter Freunden, einen der wenigen und den mächtigsten Versuch beobachten, diesen Zustand zu beenden. Nicht, daß ich glaube, es genüge oder es sei überhaupt möglich und erlaubt, eine Tat wie die des 17. Juni mit der Beschäftigung mit Kunst allein aufzuwiegen. Sie kann nicht aufgewogen werden. Mit nichts. Aber man kann Mut beweisen, und Mut gilt in einem solchen Zusammenhange, Mut zählt. „Wer sich mit Kunst befaßt, läßt sich herausfordern“, hat Walter Dirks vor einem Jahr an dieser Stelle gesagt. Nur Mutige lassen sich herausfordern zum Denken, zum Abenteuer. Zum Abenteuer unserer Zeit und Zukunft. Und es macht Hoffnung, daß dieser Mut von unten kommt. Aus der Arbeiterschaft. — Ich habe sehr bewußt soeben gesagt „von unten“. Ich bin Partei, gewiß, aber im Augenblick geht es gar nicht um Parteien; und daß ich Partei bin, war es auch nicht, was mir dieses Wort eingab, sondern das Bewußtsein, daß alle Gewächse ihre Wurzeln unten haben, auch die Zukunft. Es gibt gewisse tropische Bäume zwar, die ihre Wurzeln in die Luft strecken, aber die wachsen auch nicht in den Himmel, und sie gedeihen nicht gut in unserem Klima. — Ich bin überzeugt, daß die Geschichte den hierarchischen Wert der verschiedenen Plätze am gemeinsamen Tische der Nation gründlich geändert hat. Zum Beispiel am 17. Juni. Zum Beispiel auch hier in Recklinghausen, wo man Mut, rechten Mut zu beweisen bereit ist. Und Mut ist der erste Funke, der in einem Volke brennen kann.

Kunst für unsere Zeit — Zeit für unsere Kunst. Ich habe nichts weniger vor, als mit diesem Satze, mit seiner ersten Hälfte vor allem, unser Gespräch auf die Frage zu lenken, ob die Kunst, ob die uns nötige Kunst sich an die Zeit engagieren solle oder nicht. Dieses Thema ist über Bedarf schon strapaziert worden. Ich glaube, daß Kunst, sofern es sich um Kunst wirklich handelt, immer an die Zeit engagiert ist, und daß auch das leiseste Eichendorff-Gedicht noch genau so unausweichlich aus der Zeit kommt und in die Zeit wirkt wie die wichtigen und aktuellen Bücher, die etwa Koeppen, Andersch oder Böll aus unserer Zeit und in unsere Zeit hinein geschrieben haben. Kunst ganz außer der Zeit ist nicht denkbar. Zeit außer der Kunst aber, Zeit ohne Kunst, das gibt es, und es ist schlimme Zeit. Der Recklinghausener Versuch der deutschen Arbeiterschaft, unsere Zeit an die Kunst zu engagieren, ist nötig, und er ist großartig. Ich will nicht sagen, daß es ein Versuch in letzter Minute sei. So etwas kann man immer erst sagen, wenn auch die letzte Minute vorbei ist. Aber es ist hohe Zeit in Deutschland, daß er geschieht. Es ist ein gedankenreicher und phantasievoller Versuch. Daß die Arbeiterschaft ihr Recht auf Arbeit, ihr Recht auf Brot geltend macht, und daß ihre Gewerkschaften dieses Recht vertreten, ist selbstverständlich. Aber daß die Arbeiterschaft nach Kunst fragt, und daß der Deutsche Gewerkschaftsbund diesen Drang formuliert, ihm Gestalt gibt und Wirklichkeit, ihm die Szene schafft, auf der Kunst nun geschehen soll, die Arena für Herausforderer und ein Publikum, das herausgefordert werden will — das ist nicht selbstverständlich und gewöhnlich. — Es mag sein, daß in diesem Augenblick unsere Freunde vom Vorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes im stillen den Fries der Schwierigkeiten repetieren, die es zu überwinden galt, ehe aus dem großen Einfall Wirklichkeit werden konnte, und es hat Schwierigkeiten sicherlich in Fülle gegeben. Warum auch nicht? Es war nicht zu erwarten, daß jedermann von vornherein wissen mußte, daß das, was hier geschehen und sich von Jahr zu Jahr erneuern sollte, wichtig und über die Maßen nötig sein würde. Es gibt auch unter Arbeitern und Gewerkschaftern Leute, für die Kunst so ferne und interessant ist wie der Stern Sirius. Was Wunder? Es gibt doch auch gewisse Fabrikbesitzer in München, Kaufleute und Oberlehrer in Hamburg und Ministerialdirektoren in Bonn, denen man Mozart vorspielen kann, und es geschieht ihnen nichts. Gar nichts. Sie fassen sich erschrocken ans Ohr, das ist alles. — Die Bauern sind eine klassenlose Gesellschaft. Sie sind aber ungefährlich, solange ihr Stil nicht zum allgemeinen Prinzip wird.

Die Neunten Ruhrfestspiele beginnen heute. Manches, was sich hier vor einem unbestechlichen Publikum sehen lassen wird, wird in Ehren bestehen, anderes vielleicht wird durchfallen. Diejenigen unter uns, die es übernommen haben, hier Kunst lebendig zu machen, hier die Herausforderer zu spielen, werden es nicht leicht haben. Aber wer besteht, hat eine große Prüfung bestanden. Kunst kann in unvoreingenommenen Händen die merkwürdigsten Schicksale haben. — Ich habe eines der schönsten Bücher, die ich je in meinem Leben las, eines der bewegendsten und das unvergänglichste vielleicht, vor vielen Jahren im Seesack eines alten Bootsmanns gefunden. Da steckte es, zusammen mit einem

halben Dutzend Groschenschwarten — denn die Unbestechlichkeit und Unvoreingenommenheit darf auch Scharfstecken lesen, ohne Schaden zu nehmen —, da steckte es und war seit Jahren über die Meere gereist. Die hundert Eselsohren, die hundert Spuren von Teerfingern, die es aufwies, hatten es nicht schmutzig gemacht, nicht schmutzig, o nein, die Teerfinger hatten sich das Buch recht angeeignet. — Ich habe es gelesen damals, aber ich weiß bis heute weder seinen Titel noch seinen Autor, denn Umschlag und Titelblatt fehlten. Sie waren ihm während der Reisejahre abhanden gekommen. Ein hartes, ehrliches Leben unter Männern hatte ein Stück Kunst auf das Wichtigste reduziert, auf den Inhalt nämlich.

Es spielt keine Rolle, welche Stücke, was an Aufführungen hier in Recklinghausen durchfällt, und wie viele es sein werden. Der Filter, den die Kunst hier zu passieren hat, ist feiner als das Sieb der Stadttheaterabonnenten. Dafür ist das unvoreingenommene und unerbittliche Publikum der Arbeiterschaft aber bereit, sich selbst auch durch das Sieb der Kunst filtern zu lassen, auf Gnade und Ungnade. Beide Seiten haben hier zu bestehen, Kunst und Publikum. Beide wollen hier voneinander bestehen. Es wird Mut und Blut und Schweiß kosten, auf beiden Seiten, aber das alles wird sich lohnen. Für die Kunst, denn sie hat hier ein großes, das größte Publikum zu gewinnen. Und für die Arbeiterschaft, die sich erwerben will, was manchmal ganz verloren scheint: die Kunst als Leuchtfeuer in der Zeit.

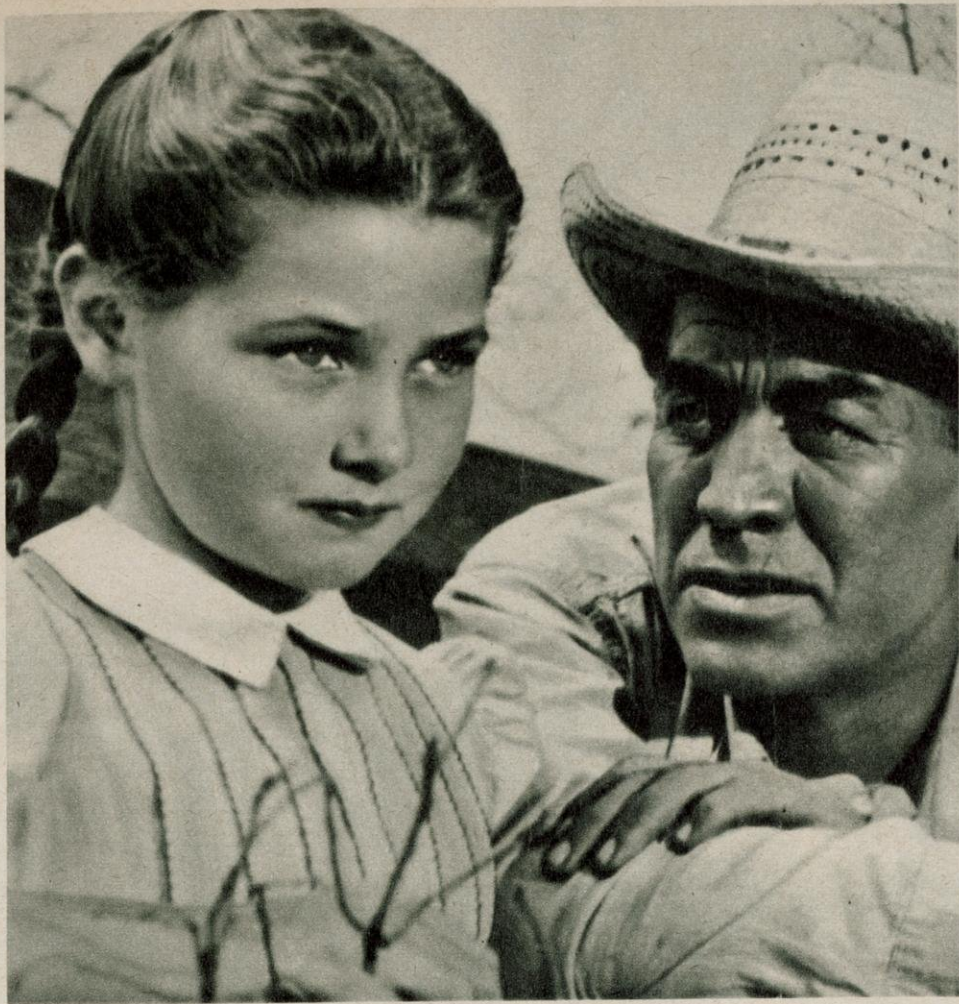
Der Deutsche Gewerkschaftsbund hat zu diesen Festspielen eingeladen, die deutsche Arbeiterbewegung, die, wie manche meinen, das Ihre eigentlich hinlänglich tut, wenn sie auf das Recht auf Arbeit und das Recht auf Lohn und Brot pocht. Sie tut mehr als das, hier in Recklinghausen. Recht auf Arbeit — Recht auf Lohn und Brot, gut — aber was verbindet uns eigentlich mit der Kunst? Ein Recht? Darüber wäre nachzudenken. Im Augenblick soll nur gesagt sein: Lust. Die mutige Lust auf Kunst. Der Deutsche Gewerkschaftsbund, die Stadt Recklinghausen und das Land Nordrhein-Westfalen geben ihr hier in diesen Tagen große Gelegenheit. Das ist ein phantasiereicher Einfall, eine große politische und humane, eine große soziale Tat.

Wenn diese gleiche Gewerkschaftsbewegung heute kürzere Arbeitszeit fordert, so ist das guter Alarm. Sie hat bewiesen, sie beweist hier in Recklinghausen, daß sie nicht nur egoistischer, sondern großer, allgemeiner und fürs Allgemeine verantwortlicher Gedankengänge fähig ist wie wenigstens sonst in Deutschland. Niemand hat das Recht, zu vermuten, der Deutsche Gewerkschaftsbund wollte mit seiner Forderung nichts anderes und nicht mehr provozieren als Freiheit von der nationalen Pflicht zur Arbeit. Diese Vermutung gibt es; und sie gibt es merkwürdigerweise gerade bei denen, die in ihren stillen Stunden bei sich selber meinen, wir lebten alle zusammen in einer verteuerten Zeit. In einer Epoche, denaturiert durch die Technik, unbehaglich und unerträglich nervös gemacht durch den immer schneller, sinnlos schnell rotierenden Kreislauf von Produktion und Verbrauch. — Es kann kein Zweifel sein, wir haben die Technik, und wir haben auch den gefährlich surrenden Kreislauf moderner nationaler und Welt-Wirtschaft. Aber ich kann den besorgten Seelen nur antworten, was hundert andere ihnen auch schon gesagt haben, beschwörend: Die Technik und der surrende Kreisel werden uns niederwalzen, wenn wir nicht die einzige Chance, den einzigen Sinn, der in ihnen steckt, wahrzumachen verstehen: die Möglichkeit nämlich, aus dem bedrohlichen Perpetuum mobile ein nützliches Werkzeug zu machen, fähig, uns Zeit zu schenken, Lebenszeit und Freiheit für uns selbst.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund will Freiheit gewinnen, gewiß, mehr Freiheit für die Arbeiterschaft, aber nicht Freiheit von Pflichten, sondern Freiheit für Pflichten. Zum Beispiel Freiheit für ein immer menschenwürdigeres Leben. Arbeiten ist nationale Pflicht, aber Leben auch, Leben ist wahrscheinlich die größere von beiden; zum Unheil unserer Geschichte wurde sie viel zu lange vernachlässigt. Wir sind ein tüchtiges Volk. Arbeitstüchtig. Aber die Lebenstüchtigkeit ist nie unsere Stärke gewesen. Der große Versuch von Recklinghausen beweist, daß nicht auf leere und unsinnige Lebenszeit gehofft wird, sondern auf Zeit mit Geist.

Die Neunten Ruhrfestspiele beginnen heute, sieben Tage vor dem 17. Juni, und ich glaube, daß die zeitliche Nähe dieser Daten kein Zufall ist. Wäre sie ursprünglich ein Zufall gewesen, so wäre sie jetzt keiner mehr.

Die große Rebellenlust auf Herausforderung durch Kunst hebt an. — Ich wünschte, die Ruhrfestspiele in Recklinghausen würden niemals als Demonstration verstanden, als Geste, Aufwand oder Mäzenatentum allein. Die Arbeiterschaft hat nicht nötig, dergleichen zu demonstrieren. Die Ruhrfestspiele sind die Gelegenheit, die Kunst an uns und unserer Zeit auszuprobieren — und uns und unsere Zeit an der Kunst. Was und wer diese doppelte, die gegenseitige Probe besteht, ist gut. Alles andere sollte sich ändern.



GIPSY

ein Filmstar mit Pferdeverstand

Von Gottfried Bold — Fotos: Metro Goldwyn-Mayer

„Die besten Menschen auf der Erde, das sind die Hunde und die Pferde“, behaupten viele Leute, die sonst durchaus keine Gefühlsdusel sind. Und sicherlich ist — zumindest, was ihre Anhänglichkeit und Treue anbelangt — einiges daran. In der Freundschaft zwischen Mensch und Tier gibt es immer wieder genug bewundernswerte und aufrichtig anrührende Beispiele dafür. Auch die Filmleute wissen das und haben bereits zahlreiche Geschichten darüber erzählt. Von den frühen Bravourstücken des klugen Filmhundes Rintintin, dem die amerikanischen Tierfreunde nach seinem Tode ein prächtiges Grabmal errichteten, bis zu De Sicas italienischem Meisterwerk „Umberto D.“, wo in die trübe Einsamkeit eines armen alten Herrn durch die Freundschaft mit seinem kleinen Hund der einzige Lichtstrahl fällt, reicht dabei der erzählerische und filmkünstlerische Spannungsbogen. Hollywood

Held und Star ist wirklich der junge Hengst Gypsy mit seinem prächtigen Bewegungs- (und Mienen-)Spiel. Wenn der vom Heimweh besessene Rapphengst auf der Flucht, von Cowboys gejagt, durch herrliche Gebirgs-wälder galoppiert und mit verzweifelterm Sprung von haushohen Felsen herab in den blauen See hineinstürzt oder, auf Motorrädern verfolgt, im wendigen Zickzackkurs über steiniges Flachland hetzt, geht einem das Herz auf, bangt man aber auch um das edle Tier wie um Leben und Freiheit eines Menschenschicksals. Dazu scheint Gypsys Pferdeverstand bisweilen noch mit neckischem Humor gewürzt. Sicherlich hatten Regisseur und Kameramann (Harold Lipstein) ihre liebe Not, bis sie die schönsten und nettesten Bilder „im Kasten“ hatten. So wurde z. B., wenn Gypsy — ganz auf sich gestellt — viele hundert Meter weit von der Kamera entfernt



hält sich dazu eigens eine erlesene Menagerie, aus der es gelegentlich seine vierbeinigen Helden holt, die dann oft — nach den ur-eigenen Wirkungsgesetzen des Films — ihre zünftigen zweibeinigen Kollegen glatt an die Wand spielen.

Ein neues Beispiel dafür bietet „Gypsy“, der vierbeinige Hauptdarsteller des Farbfilms „Treue“, in dem die innige Liebe zwischen einem kleinen Mädchen und einem großen Hengst geschildert wird: Meggi, die zehnjährige Farmerstochter, und der junge Rapphengst Gypsy sind unzertrennliche Freunde. Täglich, genau mit dem Glockenschlag drei, holt Gypsy seine kleine Herrin von der Schule ab. Doch eines Tages, als eine lange Trockenheit das bescheidene elterliche Anwesen an den Rand des Ruins gebracht hat, müssen die Farmersleute das Pferd verkaufen. Es fällt ihnen nicht leicht. Meggi versteht es nur halb und ist untröstlich. Auch Gypsy scheint die Unwiderruflichkeit seines Notverkaufs und Besitzerwechsels nicht zu begreifen. Immer wieder läuft er seinem neuen Herrn davon und steht um die gewohnte Stunde vor der Schule. Schweren Herzens bringt Meggi selber das treue Tier dem neuen Besitzer, der ein profitbringendes Rennpferd daraus machen will, wieder zurück. Selbst als mit Beginn der Rennsaison Gypsy zum weit entfernten Derbyplatz transportiert wird, bricht er 800 km von der Heimat entfernt wieder aus, um nach wochenlangen Strapazen durch mörderischen Wüstensand und über felsige Gebirgszüge blutig zerschunden und völlig verhungert zum heimlichen Stall und zu seiner kleinen Freundin zurückzufinden. Vor soviel Treue muß schließlich auch Gypsys Käufer kapitulieren, und mit seinem stillen Einverständnis dürfen fortan Kind und Pferd wieder zusammenbleiben.

Ohne knallige Sensationen, packend und bewegend, hat Regisseur Andrew Marten die einfache Geschichte nach dem Drehbuch von Martin Berkeley spannungsvoll für alt und jung erzählt. Ein paar gelegentlich verstärkte Rühreffekte und Unwahrscheinlichkeiten, zumal bei der Zeichnung der menschlichen Charaktere, nimmt man dabei als erträgliche, unverkennbare Konzessionen aus jugendlichem Gemüt gern mit in Kauf. Denn der

galoppiert, das Pferd über Lautsprecheranlagen dirigiert. Lange und komplizierte Arbeiten der Tontechniker waren nötig, bis die Kommandolautsprecher so weit entzerrt klangen, daß Gypsy die „Stimme seines Herrn“ erkannte und dessen Befehle auch auf diese Weise akzeptierte. Ein Mitspieler, der sich neben Gypsy noch prächtig hervortut, ist die Landschaft: zauberhaft schöne Hochwälder, die riesige Weite der amerikanischen Steppe und das sengende Brüten in den regenarmen Gebieten, wo in entlegenen Kleinstädten und abseitiger menschlicher Behausung primitives Hinterwäldertum und technischer Fortschritt wunderbar beieinander wohnen. — Ein netter, sauber ansprechender Film. „Silberkönig“, „Flicka“, „Wildfeuer“ und wie die rassigen Filmpferde alle heißen, zumal aber die zwei-beinigen rauf- und schießwütigen Wildwest-„Helden“, haben in Gypsy einen begrüßenswerten Rivalen bekommen.

Bild oben:

„Du mußt nicht weinen, Meggi — wir müssen das Pferd verkaufen, wir haben Schulden“, versucht Vater Weber (Ward Bond) seiner Tochter (Donna Corcoran) zu erklären. Doch diese ist untröstlich.

Bild Mitte:

Das ist Gypsy, der „Star“ des Farbfilms „Treue“, der von der innigen Freundschaft zwischen einem kleinen Mädchen und einem großen Rapphengst erzählt.

Bild unten:

800 km von der Heimat entfernt fand Gypsy Gelegenheit, seinem Käufer zu entfliehen. Durch mörderischen Wüstensand und über felsige Gebirgszüge suchte sich das treue Pferd den Weg in die Heimat und zu seiner kleinen Freundin zurück. Glücklicherweise schließt Meggi das völlig entkräftete Tier in die Arme.

Liebe Freunde! An dieser Stelle habe ich beim vorigenmal ein — wie man in der Funktionärsprache sagt — „Thema angeschnitten“, das offenbar die Gemüter vielfältig interessiert. Zum Thema „Motorrad“ habe ich schon etliche Zuschriften bekommen. Die interessantesten werdet Ihr in der Leserbrief-Spalte des nächsten „Aufwärts“ lesen. Es ist keine Laune von mir, daß ich Eure Meinung über „Jugend und Motorrad“ hören möchte. Der bekannte Journalist und Schriftsteller Walter Dirks hat kürzlich einen Vortrag über die Rolle des Motorrads, über das Motorrad als Ausdruck eines ganz bestimmten Verhältnisses zu unserer Zeit im NWDR gehalten. Das Thema ist also nicht nur „aktuell“, sondern auch wichtig. Und deswegen haben wir in dieser Ausgabe des „Aufwärts“ auch den Bildbericht über Horst und seine sieben Pferdestärken gebracht. So würde es mich also auch



sehr freuen, wenn ich noch ein paar Zuschriften von Euch zu diesem Thema bekäme. Freundliche Grüße von Thomas

Die Großstadt lockt

Aus Ahmsen bei Herford schreibt uns Anita K.: „Ich arbeite hier bei einem Bauer in der Hauswirtschaft. Ich bekomme fast gar keinen Lohn, weil ich bei dem Bauer wohne und esse. Jetzt möchte ich gern in die Stadt. Da verdient man doch viel mehr. Ich will vielleicht als Arbeiterin in eine Textilfabrik gehen. Aber meine Eltern wollen nicht, daß ich in die Stadt ziehe, sie sagen, es wäre zu gefährlich für ein junges Mädchen, und außerdem wäre in der Stadt auch alles teurer. Der Bauer schimpft und sagt, kein Mensch wollte mehr auf dem Land arbeiten.“

Dem Bauer würde ich sagen, daß die sogenannte Landflucht eingedämmt werden könnte, wenn man die Arbeitskräfte anständig bezahlen würde. Da scheinen mir die Bedenken Deiner Eltern schon ernsthafter zu sein. Gewiß ist die Großstadt teurer als das Land — aber auch wieder nur in den Lebensmitteln und in der Wohnung. Gebrauchsgüter sind in der Regel in der Stadt billiger. Was die Gefahren der Großstadt für ein junges Mädchen betrifft, so sind sie nur halb so groß, sobald man weiß, daß es sie gibt. Meist haben die Menschen auf dem Land auch heute noch eine übertriebene Vorstellung vom „Sündenpfehl“ der Großstadt.

Reaktionäre Neuordnung

Aus Köln schreibt uns Karl Struve: „Ich habe in den letzten Wochen in Zeitungen häufiger Bemerkungen über einen »Wiener Kongreß« gelesen. Was hat er für eine Bedeutung?“

Der Wiener Kongreß hat 1814 stattgefunden. Nach der Niederlage Napoleons I. trafen sich in Wien die Abgesandten der europäischen Staaten, um die Alte Welt neu aufzuteilen. Damals wurden die Grenzen vieler Länder neu festgelegt. Viele kleine Staaten mußten Grenzgebiete an mächtige Nachbarn abtreten. Die damaligen „Großmächte“ — vor allem Preußen und Österreich — diktierten das teilweise den kleinen. Alles in allem war es eine reaktionäre „Neuordnung“, die, wie wir wissen, keinen echten Frieden gebracht hat.

Leser für Leser

Es sind einige Stellungnahmen zu der Frage von Fritz Wittig über die Zweckmäßigkeit einer Kluft für seine Gewerkschaftsjugend-Gruppe eingegangen (Nr. 11/55). Hier ist eine. Helga Ey, Dortmund, schreibt:

„Ich glaube, daß der Wert einer Jugendgruppe von anderen Dingen bestimmt wird. Eine einheitliche Kleidung dürfte auch keineswegs geeignet sein, die Öffentlichkeit in angenehmer Weise auf uns aufmerksam zu machen. Wir als Gewerkschaftsjugend sollten durch vorbildliche Jugendarbeit, durch sauberes, anständiges Benehmen und durch eine gute Kameradschaft in unseren Gruppen auffallen. Ich würde sofort aus meiner Jugendgruppe austreten, sollte man mir zumuten, eine derartige „Maskerade“ mitzumachen, auch wenn die Mehrheit der Gruppenmitglieder damit einverstanden wäre.“

Unser Plan

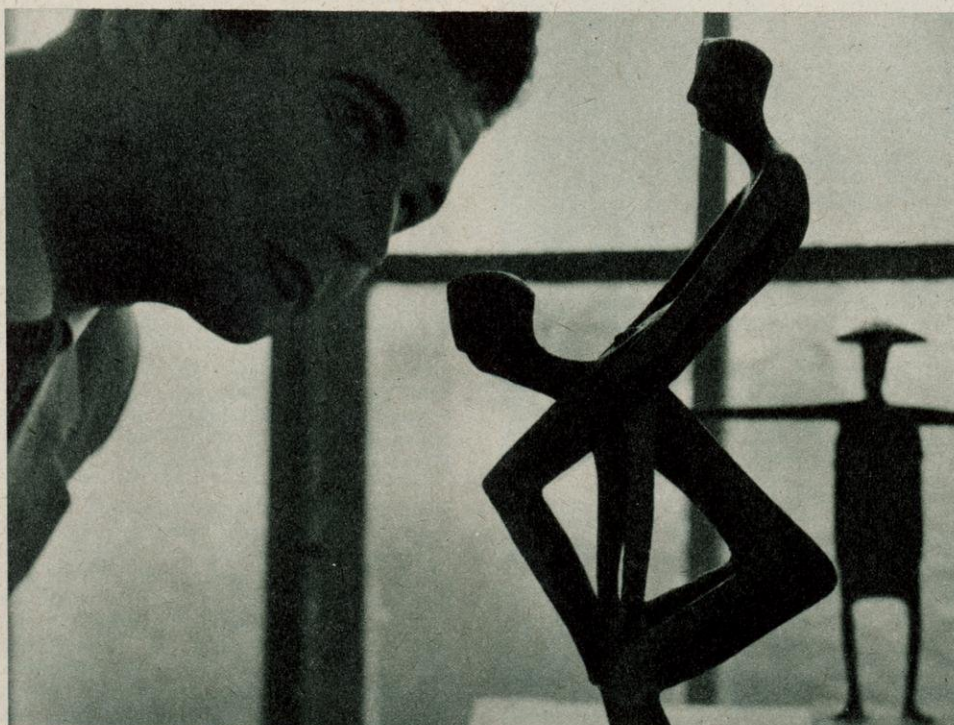
Es haben längst noch nicht alle Freunde ihre Einzahlung auf unser Spendenkonto vorgenommen, die versprochen haben, sich an der Finanzierung einer Ausbildung eines Freundes aus kolonialem Gebiet zu beteiligen. Da wir in diesen Tagen an alle, die sich beteiligen wollen, ein Rundschreiben und Zahlkarten verschicken, will ich mit der Berichterstattung über den Kontostand warten.



Schwerbeschädigte Künstler schaffen

Fotos: Heinz Held

Das erschütterndste Bild der Ausstellung. Ein Blinder betastet, geführt von der Hand seiner Frau, die Formen der Plastik, die ein schwerbeschädigter Künstler schuf. So offenbaren sich dem Blinden die Harmonie und Spannung der Formen, die manch ein „Sehender“ mit der Bemerkung abtut: „Das ist moderne Kunst, da verstehe ich nichts von...“ Die „sehenden Hände“ erfassen die Schönheit.



Die Ausstellung „Schwerbeschädigte Künstler schaffen“, die in diesen Tagen in Köln zu sehen ist, appelliert nicht an das Mitleid der Betrachter. Ausschlaggebend für sie ist der künstlerische Wert der Arbeiten und nicht karitative Maßnahmen... Bild links: Viele Freunde fand Helmut Rogges Plastik „Oben und Unten“! Bild oben: „Pubertät“, eine lebensgroße Bronzeplastik von Jean Springer.